

Tante Gerda aus Amerika kam zu Besuch. Den Namen Gerda mochte ich, weil er mich an die kleine Heldin aus der Schneekönigin erinnerte, eines meiner Lieblingsmärchen, und Amerika war noch viel fantastischer und unvorstellbarer als das ebenfalls unerreichbare Westberlin. Meine Mutter hatte mir ein weißes Hemd angezogen und mir sicher eingeschärft, einen tiefen Diener zu machen, damals brachte man kleinen Jungen noch so etwas bei, und mich nicht »vorlaut« in das Gespräch der Erwachsenen zu drängen. Vor allem sollte ich Gerda nicht nach dem KZ fragen und mit keinem Wort das Baby erwähnen, das dort, man könne sich das kaum vorstellen, zur Welt gekommen sei. Der durch das strikte Verbot übergroß gewordenen Versuchung bin ich dann doch erlegen.

Für diesen besonderen Tag hatte meine Großmutter das gute Geschirr aus dem dunkel gebeizten Wohnzimmerschrank genommen. In seinem verglasten Mittelteil standen die wenigen Gegenstände, denen sie einen gewissen Wert beimaß, doch nichts davon hatte eine authentische, mit ihr verbundene Geschichte. Alles war nachträglich angeschafft worden, so wie die Familienfotos an der Wand. Sie hatte diese Bilder nach dem Krieg kategorisch von Verwandten, denen sie einst geschenkt worden waren, zurückgefordert, und sie war keine Frau, der man sich widersetzte.

Meine Großmutter besaß nichts aus der Zeit vor 1945. Vielleicht sprach sie deshalb so gern und anschaulich über die Vergangenheit. Die immer wieder erzählten Anekdoten waren der Ersatz für die kostbaren Erinnerungsstücke, die sie nicht besaß. Sie holte diese Geschichten hervor wie andere Leute ihre Alben.

Auch die winzige Porzellan-Schatulle mit dem Bild des Kopenhagener Rathauses auf dem Deckel hatte ihr jemand viele Jahre nach dem Krieg geschenkt. Sie hing an diesem Souvenir. Es erinnerte sie an ihre einzige Urlaubsreise ins Ausland. Mit einem »Kraft-durch-Freude-Schiff« war sie in die dänische Hauptstadt gefahren und schwärmte noch nach Jahrzehnten von der Sauberkeit und Freundlichkeit der Bewohner. Das Kästchen blieb, da es viel zu klein war, um irgendeinen Zweck zu erfüllen, stets im Schrank, ebenso wie die auf wackligen, geschwungenen Sockeln stehenden Sammeltassen, die man sich damals, gefüllt mit Konfekt, gern zu besonderen Anlässen schenkte. Das Service mit den aufgemalten Rosen aber hatte sie Stück für Stück aus der Vitrine herausgeholt, mit einer Hand sich auf die Stuhllehne stützend, mit der anderen mühsam den Tisch deckend. Alles hatte fertig zu sein, wenn die ersten Besucher eintrafen. Nur die große Schüssel mit den wunderbar duftenden Buchteln wurde später herein getragen, jenes faustgroße, mit Marmelade gefüllte Hefengebäck von der Form eines Pflastersteins, dessen im Ofen nach oben gerichtete Seite goldbraun gefärbt war. Das Rezept dafür stammte aus der »Tschechei« wie meine Oma sagte. Meine Eltern hatten für dieses Land einen anderen, für mich unaussprechlichen Namen – Tschechoslowakei. Damals wunderte ich mich noch nicht, warum meine Oma, diese Urberlinerin, ein tschechisches Gericht so vollkommen zu backen verstand. Mir genügte die Ahnung voll auf, dass es etwas mit der Vergangenheit zu tun hatte.

An die Tülle der schlanken Kaffeekanne hatte Großmutter mit zwei gespannten, dünnen Gummis eine kleine Kunststoff-Walze befestigt. Ich beobachtete fasziniert, wie sich dieses Röllchen bei jedem Eingießen mit einigen Resttropfen voll saugte, bis mich die Gespräche der Erwachsenen mehr zu fesseln begannen.

Der Krieg in Vietnam wurde diskutiert, ein Ereignis am anderen Ende der Welt, an dem ich doch fast täglich Anteil nahm, durch die Bilder in den Zeitungen oder durch unsere Solidaritätsaktionen. Als Junge Pioniere sammelten wir fleißig Altstoffe, um mit dem Erlös dem kämpfenden Volk zum Sieg zu verhelfen. Gerda sagte, sie fürchte, der Krieg könne so lange dauern, dass irgendwann ihr Sohn, der ja jetzt noch ein Kind sei, auch eingezogen und nach Vietnam geschickt werden würde. Hier war am Kaffeetisch plötzlich von Dingen die Rede, die ich zu kennen meinte, und dass sie auch im Unterricht verhandelt wurden, gab mir den Mut zu jener Frage, die ich noch jahrelang bereute.

Meine Mutter ist heute fest davon überzeugt, dass sie bei diesem Treffen mit Gerda Mitte der sechziger Jahre in Großmutterns Wohnzimmer nicht dabei war. Sie hätte Gerda seit deren Auswanderung nach Amerika überhaupt nicht mehr getroffen. Ich sehe sie aber mit uns am Tisch sitzen, und vielleicht irre ich mich nicht. Sie könnte dabei gewesen sein, heimlich, ohne meinen Vater einzuweihen. Dann hätte sie mich und sich selbst zu einem so strikten Schweigen verpflichtet, das ihre Erinnerung an den Nachmittag völlig unter sich begraben haben könnte. Mein Vater arbeitete bei der Volkspolizei. »Westkontakte« waren streng verboten. Und dies war nicht einfach nur eine der für alle pein-

lichen zufälligen Begegnungen in Omas Wohnung mit einigen Westberliner Verwandten, die er nicht ganz vermeiden konnte und nach einigen belanglosen Sätzen durch plötzlichen Aufbruch abrupt beendete. Gerda kam nicht einfach aus dem Westen wie meine gemütliche, rundliche Großtante Hilde, die sanftmütige Schwester meiner Großmutter. Gerda kam aus Amerika und benutzte so komische Worte wie »Sektorengrenze«, von der sie zu berichten wusste, sie sei ohne Probleme passierbar gewesen. So etwas sagte niemand meiner Onkel oder Tanten.

Gerda erinnerte sich fast vierzig Jahre später daran, dass sie mir Schokolade mitgebracht habe, die ich an Ort und Stelle aß, weil ich sie nicht mit nach Hause nehmen durfte, und fragte ohne sichtbare Bewegung, ob mein Vater noch immer ein Nazi sei. Sie hatte geglaubt, er habe sie deshalb gemieden. Wie immer, wenn sie solche Unterscheidungen trifft, war ihr Ton ganz nüchtern, als sei sie gar nicht unmittelbar betroffen, sondern kategorisiere eben Erscheinungen der Natur: Judenfeind oder Judenfreund, Nazi oder Nicht-Nazi.

Ich war erschrocken, beeilte mich, ihr zu versichern, Vater sei zu Kriegsende doch noch ein Kind gewesen. Aber nach längerem Nachdenken fielen mir einige Vorfälle ein, die ihren Verdacht nicht mehr völlig absurd erscheinen ließen. Dann wäre es nicht nur die Disziplin der bewaffneten Organe, die Pflicht zu absoluter Wachsamkeit und Geheimhaltung jedem Vertreter des Westens gegenüber gewesen, die ihn fernhielt. In seinem von der antifaschistischen Umerziehung in der Nachkriegszeit gereinigten Bewusstsein schwammen noch immer düstere Reste von Vorurteilen, die ihm in der Kindheit eingeflößt worden waren. Auf langen Autofahrten in unserem Trabant sang er manchmal aus vollem Hals das Liedgut seiner an Wandlungen reichen

Jugend herunter, beginnend mit schmetternden Nazi-Märschen bis zu vom Aufbau-Pathos erfüllten, sozialistischen Hymnen. Selbst maoistische Lobgesänge gehörten zum Repertoire, das mich, der ich auf der engen Rückbank saß, nicht nur wegen der kruden Texte, sondern wegen der unglaublichen, wenn auch sinnlosen Gedächtnisleistung meines Vaters staunen ließ.

Durch ein Opernanrecht kamen wir monatlich in den Genuss einer Vorstellung in der Komischen Oper. So geriet mein Vater in den »Fiedler auf dem Dach«. Das Musical war im Stile Chagalls inszeniert worden, sehr bunt und jüdisch-folkloristisch. Am Ende brach die Dekoration auseinander, künftige Verfolgung symbolisierend. Ich glaube, die Aufführung war damals ein Hit in Ostberlin. Mich beeindruckte sie tief. Mein Vater saß die ganze Zeit über mit verschränkten Armen da und rührte keine Hand, was ich überhaupt nicht verstehen konnte und auf einen möglichen Streit mit meiner Mutter zurückführte. Viel später verstand ich die Ursache für seine schlechte Laune, konnte mir aber nie erklären wie das zusammenging: In der Partei sein, für den Sozialismus eintreten und zugleich mit Antisemitismus behaftet sein. Die Ansichten standen völlig unverbunden neben einander, hoben sich nicht auf, stellten sich nicht in Frage. Sicher wucherten die Vorurteile nur an der Oberfläche; sobald ich oder mein Bruder energisch und betroffen widersprachen, zog er sie zurück oder gab sie als bloße Floskeln, leere rhetorische Figuren zu erkennen, die sich aus einer größtenteils in Nazi-Heimen verbrachten, bindungsarmen Kindheit erhalten hatten.

Kurz vor seinem Tod verblüffte mein Vater uns mit der Absicht, nach Israel fahren zu wollen und signalisierte damit endlich ein Umdenken. Er, dem militärische Strukturen immer Sicherheit gaben, der die Zeiten als kasernierter Polizist in den

fünfziger Jahren als seine glücklichsten ansah, hätte Israel, in dem die Armee ein Netz von Verbindungen und Verbindlichkeiten schafft, sicher gemocht. Ich habe dort nicht wenige Männer getroffen, die meinem Vater sehr ähnelten und die seine Freunde hätten sein können.

Gerda hatte mir damals außer der Schokolade auch ein schwarz lackiertes amerikanisches Polizeiauto mitgebracht, ohne etwas von der Ironie dieses Geschenkes zu ahnen. Es war doch meiner kindlichen Ansicht nach vor allem die Polizeizugehörigkeit meines Vaters, die dem Treffen für mich und für meine Mutter, wenn sie denn dabei gewesen ist, etwas Konspiratives verlieh. Obwohl mich Spielzeugwagen nie interessierten, hütete ich dieses nach Hause geschmuggelte Blechauto lange. Es hatte etwa dieselbe Magie wie eine leere Cola-Dose, die monatelang auf dem Regal meines Bruders verstaubte, banale Gegenstände, die durch die Aura westlicher Herkunft geadelt wurden.

Wir hatten also eine Tante in Amerika. Sie war zehn Jahre jünger als meine Großmutter und zehn Jahre älter als meine Mutter. Gerda, diese kleine Frau mit dem halblangen, braunen Haar, dem sie wie in den Sechzigern üblich durch Toupieren üppige Fülle verliehen hatte, den freundlichen Augen und der vollkommenen Natürlichkeit eines ungeziert bescheidenen Menschen kam aus der Wolkenkratzer-Stadt New York, für uns ein außerirdischer Ort, in die Ostberliner Wohnung meiner Großmutter. Alle nannten sie »Tante« Gerda, in den Familiengeschichten wurde ihr dieser Titel verliehen, und ich genoss es, eine leibliche Verwandte in New York zu besitzen, obwohl ich ahnte, dass dies nicht stimmen konnte.

Später, als ich es schon genauer wusste, hielt ich diese Illusion gern aufrecht, denn sie gab mir das trügerische, aber doch

Meine Großmutter besaß nichts aus der Zeit vor 1945. Vielleicht sprach sie deshalb so gern und anschaulich über die Vergangenheit. Das Foto zeigt sie in den frühen dreißiger Jahren.



tröstende Gefühl, durch diese Verbindung auf der Seite der Opfer zu stehen, statt im beschämenden familiären Verbund mit den Tätern. Sie war keine wirkliche Tante für mich, es bestanden überhaupt keine verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen unserer großen Familie und ihr, aber feste Bindungen zu meiner Großmutter, zu deren Schwester, meiner Tante Hilde, und den Kindern der beiden Frauen. Gerda musste sich früher, das war an diesem Sonntagnachmittag immer spürbar, inmitten dieser Menschen sehr wohl gefühlt haben, bis sie durch irgendetwas aus dieser Gemeinschaft herausgerissen, vereinzelt und tief verletzt worden war, wovon ich zu dieser Zeit noch keine klare Vorstellung besaß. Jemand, vielleicht meine Großmutter oder meine Mutter, hatte mir davon erzählt und zugleich das Verbot ausgesprochen, das ohnehin nur Halbverstandene jemals in ihrer Gegenwart zu erwähnen. Es war mir also be-

wusst, dass meine Frage an sie eine unerlaubte Übertretung bedeutete. Ich stellte sie dennoch, vielleicht weil ich ahnte, dass ich mir damit inmitten des fröhlichen, belanglosen Erwachsenenlärms dieser Kaffeetafel ganz sicher Gehör verschaffen konnte.

Meine Mutter, meine beiden Tanten und der Onkel waren alle Lehrer geworden, weil meiner allein stehenden Großmutter die »Volksbildung« als etwas Grundsolides erschienen war, in dem das alte, bürgerliche Beamtentum in gewisser Weise im Sozialismus weiter existierte und Sicherheit versprach. Die versammelten Lehrer der Familie sprachen grundsätzlich sehr laut und bestimmt, immer durcheinander und hörten anderen nur selten zu. Ich musste mir also, wenn ich bemerkt werden wollte, schon etwas einfallen lassen, das sich dröhnend niederschlug und glaubte sogar, eine Formulierung gefunden zu haben, die das Frage-Verbot meiner Mutter geschickt umging, indem sie das rätselhafte Vergangene nicht eigentlich erwähnte.

»Du hast also wieder ein neues Kind, Gerda?« Es war sofort still am Tisch.

Sie sah mich völlig verständnislos an, so als enthalte die Frage für sie nicht den geringsten Sinn, als müsste sie, wenn sie denn doch eine Bedeutung besitze, an eine ganz andere Person gerichtet werden, aber an niemanden hier im Raum. Keine Antwort, nur dieser kurze Blick, der nichts ausdrückte außer die entschlossene Abwehr einer falschen Frage. Ich fühlte mich zu recht für vorlautes Auftrumpfen bestraft, verstand dennoch nicht, was so falsch sein konnte an einer Frage, deren Antwort ich doch zu wissen meinte, und die ich nur gestellt hatte, um mich meiner amerikanischen Tante zu nähern. Ich war verwirrt und tief beschämt. Wir haben an diesem Nachmittag kein Wort mehr miteinander gesprochen, aber damals saßen Kinder in

größeren Runden ohnehin meistens still und hatten nur zu reden, wenn sie gefragt wurden, was selten geschah. Mein Schweigen fiel nicht auf.

Die Peinlichkeit dieses gescheiterten Versuchs, sich durch eine überflüssige Frage ins Gespräch zu bringen, wirkte bei mir noch lange nach, ebenso wie das frühe Erstaunen eines Kindes darüber, dass die Erwachsenen auf die einfache Feststellung einer offenkundig richtigen Tatsache so unverständlich reagieren konnten. Es mussten Dinge geschehen sein, die ich mir nicht vorzustellen vermochte und die ganz sicher nicht an diesen Tisch gehörten.

Am liebsten saß ich mit meiner Großmutter in der Küche und hörte ihr zu. Sie war eine kleine Frau, die mit den Jahren immer mehr, fast zusehends schrumpfte, so dass ich manchmal, wenn sie mir die Tür öffnete, erschrak, weil sie noch winziger zu sein schien als nur wenige Wochen zuvor.

Das Gehen, eine automatisierte Tätigkeit, an die ein gesunder Mensch keinen Gedanken verschwendet, quälte sie ein Leben lang und war ständig Gegenstand fruchtloser Erwägungen, die zu immer neuen, unbegründeten Hoffnungen und zu tiefer Verzweiflung führten. Bei einem der seltenen Ausflüge, die ich mit ihr unternahm, bat sie mich, kühle, grüne Blätter zu sammeln, weil sie gelesen habe, diese könnten, auf die Knie gelegt, den Schmerz lindern. Selbst als sie schon hoch betagt war, erwog sie ernsthaft, sich die Knochen brechen zu lassen, die so eine zweite Chance erhalten sollten, besser zusammenzuwachsen und ihr endlich ein problemloses Laufen zu ermöglichen. Jeder Schritt ihrer verkrümmten Beine – Folge der Mangelernährung in den Kindheitsjahren des Ersten Weltkrieges – war eine anstrengende Aufgabe, die ihren ganzen Körper

in eine heftig schwankende Bewegung versetzte, und der sie sich mit nie nachlassender Energie stellte. Hier in ihrer kleinen Küche, war sie Herrin über den unsicheren Gang, denn der Tisch, die Nähmaschine, das gemütliche Sofa, der Herd, der Stuhl und der alte Küchenschrank standen in so geringem Abstand voneinander, dass sie sich als Geh-Hilfen über die gesamte Distanz anboten. Ohne Stock, unterstützt von sicheren, jahrelang eingeübten Griffen auf Möbelvorsprünge und Lehnen überwand sie den Raum mit erstaunlicher Wendigkeit. Niemals hätte sie sich hier einen Weg abnehmen lassen. Sie selbst goss das Wasser in den Kessel und setzte es auf die Flamme, holte den Kaffee aus dem Schrank und zählte die gewaltig gehäuften Löffel in die Kanne, Schwindel erregende, mit einer Prise Salz versetzte Mengen, ein pechschwarzes Gebräu ergebend, das Jüngere in Herzbeklemmung versetzen, ihr aber nicht das Geringste anhaben konnte.

Beim Blick aus dem Küchenfenster übersah meine Großmutter die Schauplätze von Jahrzehnten ihres Lebens in Berlins Mitte. Zerstört und durch einen Spielplatz ersetzt worden war hier nur das Eckhaus, in dem es vor den Bombennächten eine, von ihrem Mann gern besuchte Kneipe gegeben hatte. Ein paar Mal war sie umgezogen, aber immer in einem engen Umkreis, mehr als achtzig Jahre spielten sich auf diesen wenigen städtischen Quadratmetern ab, unterbrochen nur von ihrer Abwesenheit im Krieg, und als sie danach in diese Gegend zurückkehrte, konnte sie gar nicht fassen, dass die Bomben ihr geliebtes Areal an der Volksbühne zwar oft getroffen, aber nicht unkenntlich gemacht hatten.

Ihre Küche war der Ort für unangekündigte Besucher unter der Woche, für ausufernde Gespräche, deren Länge man erst be-

*Mehr als achtzig Jahre,
ihr Leben spielte sich
auf wenigen städtischen
Quadratmetern ab.
Mit Großmutter bei meiner
Einschulung 1967, den
Anzug hat sie genäht.*



merkte, wenn die Dunkelheit sich ausbreitete. Am Sonnabend oder Sonntag haben wir hier nie mit ihr gegessen, denn da wurde die Tafel im Wohnzimmer gedeckt, an die sich der Gast, von dem absolute Pünktlichkeit erwartet wurde, zu setzen hatte. Hier kam nur Filterkaffee auf den Tisch, in der Küche brühte sie gleich »türkisch« in die Tassen und überließ sich den Zufälligkeiten des Gesprächs. In der Küche wurde geplaudert, im Wohnzimmer hingegen betrieb sie so etwas wie Konversation, bei der sie ihrem urwüchsigen Berlinern leichten Zwang antat.

Für beide Schauplätze ihrer kleinen Wohnung aber galt die Pflicht zum Austausch, Schweigen wurde von ihr als Störfall angesehen. Wer zusammensitzt, muss auch reden. Viele ihrer Geschichten, die sich mir so tief eingepägt haben, hat sie wohl

deshalb so oft vor mir ausgebreitet, als Mittel gegen die Stille. Auch Gerdas Geschichte gehörte dazu. Vielleicht erzeugte sie in ihr eine besonders quälende Stille, wenn sie nicht erzählt wurde. Immer wieder zeichnete sie die Lebensstationen ihrer Freundin nach, malte das herzliche Verhältnis der beiden Familien im alten Berliner Osten aus, der bei ihr als nostalgisch geschönte, längst verschwundene Heimat erschien, eine arme, proletarische Gegend, in der es noch Wärme und Zuwendung gab. Der vornehme Berliner Westen hätte sie schon damals nicht besonders interessiert, nur selten sei sie zum Ku'damm gefahren, erzählte sie mir, der ich bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr diese einstige Prachtstraße nicht gesehen hatte.

Über ihrem Bett hing der Holzschnitt eines jungen Mädchens mit traurigen Augen und langem dunklem Haar, das sein schmales, schönes Gesicht einrahmte. Ich fragte sie einmal, wer das sei und meine Großmutter antwortete, dies sei Anne Frank, deren Name ich da zum ersten Mal hörte. Der Druck hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Fotos, die ich später von Anne Frank sah, aber weil ich ihre Geschichte vor diesem Bild hörte, verband es sich für immer mit dem Schicksal des Mädchens, als sei das schwache Kunstwerk authentischer als die historischen Aufnahmen. Anne sei Jüdin wie Gerda gewesen und nur deshalb verfolgt und ins KZ gebracht worden. Großmutter erzählte dies, als hätte sie das Mädchen selbst gekannt. Ihr Tonfall war derselbe, ob sie von Anne Frank oder von Gerda sprach und er beunruhigte mich. Unschuldige Menschen wurden einfach abgeholt und verschleppt, ein plötzliches, spurloses Verschwinden wie im schlimmsten Kinderalptraum.

Als ich Gerda nach dem Mauerfall zum ersten Mal in New York besuchte, in einer von vielen jüdischen Emigranten bewohnten

Gegend im Norden Manhattans, hatte ich noch nicht den Wunsch, ihre Lebensgeschichte von ihr selbst zu hören, vielleicht weil ich meinte, sie durch meine Großmutter ganz gut zu kennen. Ich hätte es auch gar nicht gewagt, nach ihrem Berliner Leben zu fragen, nach Auschwitz, nach dem Kind, das es doch ganz sicher gegeben haben musste, auch wenn es an jenem Nachmittag in Ostberlin nicht erwähnt werden durfte. Gerdas Schweigen über dieses kurze Leben war lang, es dauerte noch an, als ich sie in New York traf.

Sie hatte sich mit mir in den unweit ihrer Wohnung gelegenen »Cloisters« verabredet, weil sie meinte, europäische Besucher müssten sich in dieser Außenstelle des Metropolitan wohl fühlen. Das Museum hatte hier aus vielen Ländern der alten Welt Teile von Klostergebäuden zusammengetragen und aus den Wandelgängen, Kapellen, und Hallen eine Art Idealkloster errichtet, das ein bisschen unheimlich ist, denn es entspricht zu vollkommen der abstrakten Vorstellung von einem solchen Gebäude.

Wir saßen in einem Kreuzgang und sahen auf einen nach mönchischen Regeln angelegten Kräutergarten, den es so auch im mittelalterlichen Europa gegeben haben könnte. Diesmal sprach Gerda von selbst. Ob ich wisse, was mit ihr geschehen sei. Ich hatte nur diesen Nachmittag in New York frei, war von der Frage völlig überrascht und reagierte hilflos und befangen. Ja, ich wüsste es, sagte ich und es klang, als sei kein weiteres Gespräch darüber nötig. So redeten wir über die Verwandten in Berlin, über meine Großmutter und ihre vier Kinder und deren Kinder, zu denen auch ich gehöre, sortierten die unübersichtlichen Familienzusammenhänge.

Später fragte ich mich immer wieder, ob sie an diesem Nachmittag wirklich über die Vergangenheit hatte sprechen wollen

und ärgerte mich über meine vorschnelle, abweisende Antwort. Aber sicher hatte sie damals gar nicht die Absicht zu erzählen. Sie wollte wohl in Erfahrung bringen, was ich wüsste, womit ich sie und ihren Mann unvorsichtig konfrontieren könnte. Sam lebte damals noch, er erwartete uns zu Hause zum Essen, bei dem ich eine erste Ahnung von dem schwierigen Verhältnis zwischen dem Vater und seinem abwesenden Sohn bekam.

Erst schimpfte Sam ausführlich über die New Yorker U-Bahn und meinte, ihr Zustand sei der größten Stadt der Welt unwürdig. Ich versuchte erst gar nicht, ihm zu sagen, dass es inzwischen viel größere Metropolen als New York gäbe, gigantische Städte wie die Hauptstädte Mexikos oder Ägyptens, denn die Erwähnung dieser Namen hätte keine Gnade vor ihm gefunden. New York war die Stadt der Städte für ihn und er hatte wie viele Amerikaner schnell Superlative zur Hand, um das auch zu beweisen. Während Gerda das Essen auftrug, ging Sam zum beherrschenden Thema in dieser Familie über: Sohn Steven und seine beruflichen Aussichten. Drei Abschlüsse habe er gemacht, immer mit hervorragenden Ergebnissen, aber er könne nirgendwo Fuß fassen, obwohl er doch so glänzend qualifiziert sei.

Ich vermutete, die ununterbrochene Anhäufung akademischer Grade könne gerade auf die Vermeidung einer Laufbahn hinauslaufen, ein ständiges Hinausschieben und Offenhalten, aber auch das sagte ich nicht.

Im Augenblick befände sich Steven gerade in Washington, wo er auf eine Anstellung bei einer Zeitung hoffe, sagte Sam in meine Gedanken hinein, als hätte er meine Spekulation doch gespürt. Ob ich nicht etwas für ihn in Deutschland tun könnte, schließlich sei ich doch auch Journalist. Diese Idee setzte sich in Sam fest. Sie beschäftigte ihn während des Essens und ich erhielt eine Vorstellung davon, wie unerbittlich er möglicherwei-

se auch seinen Sohn mit einmal gefassten Plänen konfrontieren konnte. Ich sei selbst nur ein freier Journalist und könne offen gestanden eigentlich nichts für seinen Sohn tun, wandte ich zaghaft ein, zumal dieser, soweit ich wüsste, kein einziges Wort Deutsch verstünde, was eine nicht unwichtige Voraussetzung für eine Arbeit in unseren Medien wäre. Doch meine Zweifel erreichten Sam gar nicht, unbeirrt malte er sich eine leuchtende Zukunft für seinen Sohn in Deutschland aus. Der kleine alte Mann, mit einer von einem weißen Haarkranz umgebenen Glatze und müden Augen, blühte von der eigenen Fantasie angefeuert auf.

Gerda beteiligte sich nicht an dem Gespräch, aber ihr resignierter Blick zeigte mir, dass solche vagen, durch nichts gerechtfertigten Visionen hier schon oft ausgebreitet worden waren. Ich habe Gerdas Mann nie wieder gesehen. Er ist bald darauf plötzlich gestorben.

Auch meine Großmutter starb, aber nach langen, im Dämmerzustand verbrachten Jahren. Einen ersten Eindruck von dieser unaufhaltsamen Auslöschung erhielt ich, als sie mich in meiner neuen Wohnung besuchte, die ich ganz in ihrer Nähe gemietet hatte, sicher auch wegen der vielen Kindheitserinnerungen an diese Gegend. Beim Kaffeetrinken erfasste sie ganz unvermittelt Panik, weil sie plötzlich nicht mehr wusste, wie es bei ihr zu Hause aussah.

Erst als ich sie schnell mit dem Rollstuhl wieder in ihre Wohnung gebracht hatte, die sie dann wieder erkannte, beruhigte sie sich, aber der Verfall beschleunigte sich von diesem Tag an unerbittlich. Die Ärzte versicherten uns, es handele sich nicht um Alzheimer, sondern um den ganz natürlichen Alterungsprozess des Hirns. Aber dennoch war es traurig, tatenlos zusehen zu müssen, wie sich ihr Gedächtnis buchstäblich auf-

löste, als verschwände auf dem Computerbildschirm Zeile für Zeile ein unwiederbringlicher Text. Wie sehr bedaure ich, dass ich mir niemals die Zeit genommen habe, meine Großmutter systematisch zu befragen. Obwohl ich mir, erleichtert durch ihren Hang zur ständigen Wiederholung, viele ihrer Erzählungen gut gemerkt habe, sind sicher unschätzbare Details für immer verloren. Genauso wie ihr herzhafter Dialekt, den ich niemals auf Tonband festgehalten habe.

Was ich bei ihr verpasst hatte, wollte ich bei Gerda, deren Geschichte mich nie losgelassen hat, nicht auch versäumen.

Bei Telefonaten von Berlin nach New York beschrieb ich Gerda mein Anliegen und lernte ihre Nüchternheit schätzen, die es unnötig machte, umständliche Erklärungen abzugeben. Sie wisse, dass ihre Zeit ablaufe und was jetzt nicht getan werde, bliebe für immer unerledigt. Zunächst freute Gerda sich auf mein erneutes Kommen. Sie sah in mir einen entfernten Abgesandten der großen Berliner Familie, die sie noch immer ein wenig als die eigene betrachtete. Mein genauer Stand im verzweigten Stammbaum musste anfangs immer wieder neu geklärt werden bis klar war, dass ich zur Enkelgeneration gehöre, ein Nachgeborener mit beträchtlichem Abstand zu den Ereignissen, die sie letztlich in die neue Heimat Amerika geführt hatten.

Warum ich mich gerade für diese vergangene Zeit interessiere, warum ich mir erzählen lassen wolle, was doch längst niemanden mehr etwas angehen könne? Kein Mensch wolle das mehr hören. Ob ich wirklich eigens ihretwegen die weite Reise mache?

Ja, ich käme ihretwegen. Ausschließlich ihretwegen. Und obwohl sie darauf nichts entgegnete, spürte ich, dass diese Aus-

kunft sie in die Pflicht nahm, eine sanfte Erpressung durch die angekündigte Anreise. Wenn einer eigens den weiten Flug macht, um mit ihr zu sprechen, dann muss sie ihm auch etwas erzählen, mag sie gedacht haben.

Einige Tage später, der Flug und das Hotel waren schon gebucht, kamen erste, tiefe Zweifel in ihr auf. Sie rief meine Tanten in Berlin an, aufgewühlt und unruhig. Durchwachte Nächte lagen hinter ihr, was nicht das Schlimmste sei, sie schlafe überhaupt schlecht. Aber sie habe große Sorgen, gerade wegen ihres Sohnes Steven, für den das alles zu einer Belastung werden könne.

Das familiäre Informationssystem funktionierte noch immer reibungslos, auch nachdem meine Großmutter, jahrzehntelang die Schaltzentrale aller Neuigkeiten, gestorben war. Die Botschaft von Gerdas Bedenken gelangte schnell zu mir. Ich rief sie an und fragte, ob ich besser in Berlin bleiben soll.

Nein, aber es gäbe da Dinge, über die sie nie geredet hätte und auch niemals reden wolle, sagte sie nachdrücklich, keineswegs unfreundlich. Ihrem Mann habe sie es nicht erzählt, ihr Sohn wisse bis heute nicht, was damals geschehen sei und sie wolle auch nicht, dass er es je erfährt. Diese Dinge, die sie nicht benennen möchte, hätten mit ihrer Zeit in Auschwitz zu tun. Wir könnten über alles sprechen, das uns bis zu diesem Punkt führe, aber keinen Schritt weiter.

Ich sagte, dass ich wüsste, was sie meine. Bei uns in der Familie sei darüber manchmal gesprochen worden, schon als Kind hätte ich davon gehört.

Dann wüsste ich ja auch, entgegnete Gerda nach einer Pause, die mir sehr lang vorkam, dass dies das eigentlich Wichtige sei. Sie sagte: das »Interessante«. Was sie zu erzählen hätte, sei »interessant«. Bei diesem Wort fühlte ich mich ertappt. Ich

konnte meine Enttäuschung nur schwer verbergen und ebenso wenig meine Scham darüber, so genau durchschaut worden zu sein. Gerda hatte Recht. »Das Interessante« war das, worüber sie nicht sprechen wollte, und es war zugleich der Kern dieser Geschichte, ohne den sie sich nicht aufschreiben ließe.

Ich könnte andere Wörter dafür finden, das »Bedeutungsvolle«, das »Unvorstellbare«, das »Erschütternde«, aber all diese Bezeichnungen würden nur die Wahrheit verstellen: Nachdem diese Geschichte fast vierzig Jahre in meinem Kopf war, halb erzählt und nur halb verstanden, aus verschiedenen Richtungen zusammengetragen und aus Bruchstücken zusammengesetzt, wollte ich wissen, wie es wirklich war. Wenn Gerda es nüchtern das »Interessante« nannte, meinte sie: Es ist interessant für *dich*. Im Verlauf dieser langen Gespräche mag es einige erhellende Momente für sie gegeben haben, es mag sie gerührt haben, dass jemand sich so intensiv um ihr Leben kümmert, so wie jeden Menschen Zuwendung erfreut. Biographische Details, die in der Recherche zutage kamen, Spuren verschwundener Menschen, die sich in vergilbten Akten fanden, haben sie verblüfft, bewegt und manchmal wohl auch erschüttert, aber wichtig war diese Arbeit vor allem für mich.

Nach einigen Tagen der Ungewissheit kam ein Anruf. Sie war jetzt wieder ganz ruhig. Der Sohn, mit dem sie einige Zeit in problematischer Enge in der kleinen Wohnung zusammengelebt hatte, war ausgezogen. Er hätte den Gesprächen auf Deutsch ohnehin nicht folgen können. In seiner Anwesenheit wäre es dennoch unmöglich gewesen, über Dinge zu reden, die ihm nie erzählt worden waren. Sicher würde er irgendwann erfahren, was sie mir berichtete, meinte Gerda. Aber das sei nun auch zweitrangig, vielleicht würde es ihm sogar helfen. Sie hatte diese Sache mit sich selbst abgemacht.

»Du sollst kommen«, sagte sie zu mir. »Worüber ich nicht sprechen will, darüber spreche ich eben nicht.« Aber sie wusste in diesem Augenblick schon: Sie wird mir ihre Geschichte erzählen.